

erst hervorbringen. Die Stadt werde durch semiotische Praktiken als Widerspruchsterritorium strukturiert (vgl. Warnke 2017).

Mit Protest als kommunikativer Praxis aus einer rhetorischen Perspektive befasst sich Gherairi (2015). Sie konzentriert sich insbesondere auf die persuasiven Aspekte von Protestkommunikation. Dadurch fasst sie Protestierende als „strategische[] Kommunikator[en]“ (Gherairi 2015: 6) auf. Persuasion, so Gherairi, zielt darauf ab, „eine anschließende Handlung anzustoßen“ (Gherairi 2015: 8). Diese Perspektive unterstellt den an Protestkommunikation Beteiligten eine strategische Intention und differenziert zwischen Kommunikationsakten und (politischen) Handlungen, womit sie in ihren Grundannahmen erheblich von der hier eingenommenen Betrachtung der tatsächlichen, nicht zwingend intendierten kommunikativen Praktiken der Protestbeteiligten abweicht.

Die vorgestellten linguistischen Arbeiten zielen zu einem Großteil auf Protestdiskurse und nicht auf die protestkonstitutiven In-situ-Praktiken der Beteiligten. Im Gegensatz dazu analysiert die vorliegende Untersuchung Protestkommunikation als situative und interaktionale Medienpraktiken der Protestteilnehmenden. Im Folgenden soll daher die Methodologie dieser Untersuchung beschrieben und anschließend das methodische Vorgehen erläutert werden.

4.2 METHODOLOGIE

Das Ziel der Analyse situativer Protestkommunikation liegt darin, diejenigen sprachlich-interaktionalen und medialen Verfahren im Rahmen kommunikativer Praktiken zu identifizieren, die den Protest als soziale Praxis im Wesentlichen konstituieren. Hierzu werden unterschiedliche Datenquellen zu Protestsituationen herangezogen. Die Arbeit verfolgt mit der empirischen Untersuchung somit auch das Ziel, unterschiedliche methodische Ansätze phänomengerecht und erkenntnisfördernd miteinander in Bezug zu setzen. Im Vordergrund steht die *Analyse ereignisrelevanter digitaler Texte und Interaktionen*, vornehmlich aus Social Media, die durch ethnografische Zugänge komplementiert wird. Hierzu wurden *Interviews* mit Beteiligten geführt, die sowohl Produzenten als auch Rezipienten von Social-Media-Kommunikation in Protestsituationen und -kontexten sind, sowie *teilnehmende Beobachtungen* von Vor- und Nachbereitungstreffen sowie an Orten der Produktion und Rezeption der si-

tuativen Protestkommunikation während der Protestereignisse durchgeführt. Mit dieser Kombination von Analysemethoden gehen auch methodologische Überlegungen einher, die die hermeneutischen, semantischen, ethnografischen und gesprächsanalytischen Grundlagen der Methodenkombination betreffen. Das hierauf folgende Analysekapitel (Kap. 5) trägt daher den zuvor erörterten Einordnungen hinsichtlich der Situiertheit und Praktikengebundenheit der untersuchten Phänomene und erhobenen Daten Rechnung, indem es Social-Media-Daten als Texte und Interaktionen untersucht und deren Perspektivierung von den Interview- und Beobachtungsdaten her vornimmt.

4.2.1 Die hermeneutische Analyse von sprachlichen und kommunikativen Praktiken

„Sprache *besteht* darin, dass und wie sie funktioniert, das Funktionieren ist ihr Wesen“ (Hermanns 2003: 126). So beschreibt Hermanns in seinem Artikel zur *Linguistischen Hermeneutik* (2003) die Sprache. Mit ‚Funktionieren‘ meint er, dass Sprache in Prozessen stattfindet. Sprachliche Prozesse, so wurde in Kapitel 1 gezeigt, sind in ihren Instanzierungen jeweils soziale und mediale Prozesse in sozialen Situationen, die durch Regularitäten bestimmt und in kulturelle und historische Kontexte eingebettet sind. Soweit also entfaltet sich die Sprache in vielfältigen Zusammenhängen und doch geht es in ihrem Kern um das *Verstehen*. Hermanns kennzeichnet den Prozess von Sprache prägnant: „Sprache funktioniert – immer und nur – durch Zu-verstehen-Geben und Verstehen“ (Hermanns 2003: 126). Dadurch, dass jemand zu verstehen gibt und jemand versteht, sind in diesen Prozess immer mindestens zwei Beteiligte involviert, wodurch also ein grundlegend *sozialer* Prozess beschrieben ist. Umgekehrt wiederum bedeutet dies: Was nicht zu verstehen gegeben wird und nicht in gewisser Art und Weise verstanden wird oder verstanden werden kann, kann auch keine Relevanz für soziale Praktiken haben. Doch, wie bereits Humboldt formulierte, ist das Zu-verstehen-Gegebene nicht den Umständen gegenüber neutral: „Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Übergeben eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden, wie im Sprechenden, muß derselbe aus der eigenen, inneren Kraft entwickelt werden [...]“ (Humboldt 1836: 54). Dadurch ist – auch dies wurde in Kapitel 1 gezeigt – das Verstehen des sprachlich (und medial) Gegebenen abhängig von den Situationen und Kontexten,

in denen es sich vollzieht. Letztlich führt das Verstehen von sozialer Praxis nur über das Verstehen von sprachlichen und kommunikativen Praktiken (im Zusammenspiel mit körperlichen Praktiken).

Es muss berücksichtigt werden, dass das Zu-verstehen-Geben und das Verstehen ein ineinander verschränktes „Zusammenspiel“ (Hermanns 2003: 127) bedeutet, Sprache also in *interaktiven* Prozessen funktioniert, in denen die einzelnen Züge nicht isoliert voneinander betrachtet werden können.¹⁶⁵ Adam fasst diese Interaktivität als eine „Dialogizität von Verstehensprozessen“ (Adam 2008: 106) auf. Die Manifestationen des Zu-verstehen-Gegebenen sind, ganz allgemein ausgedrückt, sprachliche Äußerungen, materialisiert in Turns (genauer: *Redezugeneinheiten* bzw. *turn constructional units*; vgl. Sacks et al. 1974; Bergmann 1981) und Texten (vgl. Hausendorf/Kesselheim 2008; Habscheid 2009; Hausendorf et al. 2017). Diese Prozesse sind nicht künstlich zu abstrahieren als sekundäre Materialisierungen von vermeintlich primären mentalen Prozessen (vgl. Ryle 1969). Vielmehr ist das Zu-verstehen-Geben ebenso als ein Teil des gemeinsamen Verstehens (als sozialer Prozess) aufzufassen. So argumentiert Adam mit Humboldt: „Es gibt kein vorgängiges Verstehen des Eigenen, denn ‚der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an anderen versuchend geprüft hat‘ (Humboldt 1998 [1836]: 151)“ (Adam 2008: 105). Aus diesen Überlegungen folgt zunächst: Etwas-zu-verstehen-Geben und Verstehen sind grundsätzlich interaktive Praktiken.

Mit dem Gedanken des interaktiven Zu-verstehen-Gebens verbunden ist auch ein prozessuales Verständnis von Zeichen. Semiotische Fragen können nur im Hinblick auf die Eingebundenheit der Zeichen in interaktive Prozesse, in kommunikative Praktiken, geklärt werden. Damit wird der analytische Fokus auf die Semiose, den Zeichenprozess, verschoben. Ebenso ist die Medialität dieser Prozesse aus der hier entfalteten Sicht grundlegend (vgl. Kap. 2.5). Genz und Gévaudan stellen einen

165 Diesen Fehler begeht etwa die Sprechakttheorie, indem sie, neben ihrem Empiriemangel, Zuordnungen von Sprechakten in der Regel für sprachliche Äußerungen isoliert trifft, diese also nicht als Züge in komplexen Sprachspielen versteht. Dies ist eine atomistische Betrachtung sprachlicher Prozesse, die folglich keine Anschlüsse an größere Reichweiten, wie etwa soziale Praktiken, herstellen und diese nicht erklären kann.

Zusammenhang zwischen Medialität und Zeichenhaftigkeit vor dem Hintergrund ihrer kommunikativen Verfasstheit her und konstatieren, „dass Kommunikation eine notwendige Bedingung von Medialität ist. Mediale Prozesse sind demnach zeichenhaft (semiotisch) und daher Prozesse der Semiose“ (Genz/Gévaudan 2016: 17). Daraus folgt: Ihre Prozesshaftigkeit, unhintergehbare Medialität und Semiotizität sind grundsätzliche Eigenschaften jeglicher sprachlicher und kommunikativer Praktiken. Für ihre medienlinguistische Analyse hat dies weitreichende Folgen: Sie muss die Medialität, Situiertheit, Interaktivität und Semiotizität der in kommunikative Praktiken eingebundenen Manifestationen (hier: Social-Media-Postings) in ihre *Interpretation* des Zu-Verstehenden bzw. des Zu-verstehen-Gegebenen, d.h. für die empirische Analyse in die Interpretation der zugrunde liegenden Daten, einbeziehen. Etwas zu verstehen, bedeutet zu interpretieren und somit das situativ Gegebene intersubjektiv zu plausibilisieren. Interpretieren ist also ebenso eine kommunikative Praktik, nämlich die der Forschenden. Interpretation bedeutet, das Verstehen zu explizieren und diese Explikation auf Grundlage des im Verlauf des Forschungsprozesses erworbenen Hintergrundwissens intersubjektiv nachvollziehbar und plausibel zu machen.

Nicht nur das Verstehen des Eigenen, wie oben von Adam angesprochen, spielt eine Rolle in sprachlichen Interaktionsprozessen kommunikativer Praktiken, bestimmend ist vor allem das Verstehen des Fremden. *Fremdverstehen* ist eine Kategorie, die sowohl in den Konstruktionen ersten Grades, also in den Alltagskommunikationen der Beteiligten, als auch in den Konstruktionen zweiten Grades¹⁶⁶, also in der analytischen Auseinandersetzung mit den sprachlich-kommunikativen Praktiken durch die Forschenden, eine Rolle spielt. Das Paradigma des Fremdverstehens stammt aus der qualitativen Sozialforschung (vgl. Kruse 2009; Kruse 2015) bzw. der interpretativen oder verstehenden Soziologie und knüpft an Überlegungen von Alfred Schütz (1974) an. Kruse definiert im Anschluss an Schütz Verstehen als Fremdverstehen:

166 Vgl. zu diesem Begriff Schütz 1954 sowie im Anschluss Bergmann 1993: 283; Soeffner/Hitzler 1994: 33f.

»Verstehen in Kommunikationssituationen ist ein Prozess, bei dem ein Kommunikant (ego) stets eine Deutung dessen vornimmt, was ihm von einem anderen Kommunikanten (alter) mitgeteilt wird. Jeder der beiden Kommunikanten kommuniziert dabei auf der Basis des eigenen Wissenshintergrundes bzw. Relevanzsystems, das semantisch-indexikal angelegt ist: Die zu verstehende Mitteilung, die der oder die eine Gesprächsbeteiligte kommuniziert, kann der/die andere Gesprächsbeteiligte nur verstehen, indem sie an das eigene Relevanzsystem adaptiert wird. Verstehen ist also – kognitionspsychologisch betrachtet – die Übersetzung des zu Verstehenden in das eigene semantisch-indexikale Relevanzsystem. Verstehen stellt damit immer das Verstehen von Fremdem dar, denn alles, was außerhalb unseres eigenen Relevanzsystems existiert, ist uns grundsätzlich fremd.« (Kruse 2009: 8)

Zentral für die Analysen der qualitativen Sozialforschung sind die Rekonstruktionen der gemeinsamen Sinnerzeugung der an kommunikativen Praktiken Beteiligten. Schütz nennt diese „common-sense constructs“ (Schütz 1954: 269). Die Aufgabe der Forscherin besteht nun darin, Konstruktionen erster Ordnung in (Praktiken der) Konstruktionen zweiter Ordnung zu rekonstruieren: „[T]he concepts formed by the social scientist are constructs of the constructs formed in common-sense thinking by the actors on the social scene“ (Schütz 1954: 270). Hierbei wird also unterschieden zwischen den nicht abstrahierten alltäglichen kommunikativen Praktiken der Beteiligten, den *Konstruktionen ersten Grades*, und den analytischen kommunikativen Praktiken der Forschenden, den *Konstruktionen zweiten Grades*. Zudem hebt Schütz durch den Hinweis auf die „social scene“¹⁶⁷ auf die situativen Entstehungsbedingungen der Konstruktionen ab und setzt das Gemeinsame („common-sense“) relevant. Hieraus ergeben sich mehrere Probleme und Herausforderungen für die hermeneutische Analyse kommunikativer Praktiken:

1. das Problem der Rekonstruktivität,
2. das Problem der Situativität,
3. das Problem der Gemeinsamkeitsannahme.

167 Vgl. zu dieser visuellen Metaphorik das Zitat von Schegloff (1991) auf S. 24 dieser Arbeit.

4.2.2 Das Problem der Rekonstruktivität

Der Begriff der Rekonstruktion geht von einer idealisierten Sprechsituation zwischen *alter* und *ego* aus, deren Verstehensprozesse von den Forschenden ‚rekonstruiert‘ werden. Problematisch ist hierbei zum einen die Annahme einer festgelegten zweistelligen Relation zwischen *alter* und *ego*.¹⁶⁸ Kruse räumt zwar mit Bezug auf Schütz ein, dass diese Annahme „auf zwei idealisierenden Unterstellungen beruht, nämlich auf der ‚Idealisierung der Vertauschbarkeit der Standpunkte‘ und der ‚Idealisierung der Kongruenz der Relevanzsysteme‘“ (Kruse 2009: 8).¹⁶⁹ Dennoch bedeutet dies keine Reflexion der idealisierten Sprechsituation zwischen Sprecher und Hörer, die auch in der Linguistik lange Zeit als analytisches Paradigma, insbesondere vermittelt durch die Sprechaktheorie, galt. Dahingegen wird etwa in der Interaktionslinguistik ein differenziertes Verständnis von Interaktionsbeteiligung geltend gemacht,¹⁷⁰ demzufolge die komplexe Turn-Organisation (vgl. Sacks et al. 1974) ebenso analyseleitend ist wie eine „Mehrpersonenorientierung“ (Deppermann/Schmitt 2007: 24f.) oder – für gesprochene, aber insbesondere auch geschriebene Sprache geltend – eine Mehrfachadressierung (vgl. Kühn 1995) bzw. eine teilgerichtete Adressierung *to whom it may concern* (vgl. Schüttpelz 2004; Kap. 3.3.2). Die medienlinguistische Analyse

168 Auch Mead argumentiert auf Grundlage einer Idealisierung der Sprechsituation zwischen ‚alter‘ und ‚ego‘, was oben mit Adam bereits angedeutet wurde, hier aber nicht weiter ausgeführt werden kann; vgl. dazu Adam 2008. Zur Verwendung von *alter* und *ego* bei Schütz vgl. Meyer 2014.

169 Die phänomenologische Perspektive von Alfred Schütz (1974) zur verstehenden Soziologie kann hier nicht ausgeführt werden. Vgl. zu den hier relevanten Aspekten zum Verstehen Hitzler 1993; zum Fremdverstehen Kruse 2009.

170 Hiermit sind unterschiedliche Teilbereiche der Linguistik beschrieben, die sich mit Deppermann (2015) unter dem Dach der *Pragmatik* zusammenfassen lassen. Dabei entspricht die erstgenannte Perspektive der *Sprechaktheorie* infolge der *ordinary language philosophy*, die ihre Analysen anhand von intuitiven Beispielen veranschaulicht. Die „Empirisierung der Pragmatik“ führte dann zu „empirischen Untersuchungsperspektiven“ (Deppermann 2015: 326), denen Deppermann u.a. die genannte *Interaktionsanalyse* zu-rechnet (vgl. Deppermann 2015: 326). Insofern ist die Abwendung von einer angenommenen Sprecher-Hörer-Dichotomie als Plädoyer für eine empirische Untersuchungsperspektive zu verstehen.

steht vor der Herausforderung, sich sowohl von der idealisierten Sprecher-Hörer-Dichotomie als auch von dem prototypischen Primat der Face-to-Face-Interaktion physisch Anwesender zu lösen. Vielmehr gilt es, die mitunter hochkomplexen medialen Gegebenheiten einer empirischen Sprechsituation nachvollziehbar zu machen und die vielfältigen Beteiligungskonstellationen und -potentiale in die Analyse einzubeziehen.

Zum anderen bedeutet eine vermeintliche Rekonstruktion der ‚Übersetzungen in eigene Relevanzsysteme‘ – um in der an Schütz anschließenden Terminologie Kruses zu bleiben (vgl. Kruse 2009) – die Rekonstruktion des Verstehensaktes als einen mentalen Akt. Damit verlagert sie die Analyse in die Köpfe der Beteiligten und entfernt sich zusehends vom empirischen Material zugunsten einer „Perspektive der 1. Person“ (Habscheid/Nett 2009: 8). Die hermeneutische (medien-)linguistische Perspektive konzentriert sich hierbei jedoch ganz auf das situativ, semiotisch, interaktiv und medial Zu-verstehen-Gegebene und eben nicht auf das vermeintlich Verstandene. Dabei droht die Gefahr, eine „Perspektive der 3. Person“ als „bloß Außenstehende“ (Habscheid/Nett 2009: 8) einzunehmen und somit ausschließlich die eigenen Annahmen an den analytischen Prozess heranzutragen, wodurch letztlich keine neuen Erkenntnisse produziert werden können. Als Konsequenz erfolgt eine ethnomethodologisch inspirierte medienlinguistische Analyse anhand der material und medial gegebenen *Zeichen*, die in Situationen und Praktiken durch die Beteiligten relevant und bedeutsam gemacht werden. Somit verschiebt sich das Erkenntnisinteresse von einem zu rekonstruierenden Verstehen zur interaktiv hervorgebrachten *Bedeutung*. Diese Bedeutungen entziehen sich einer eindeutigen Rekonstruktion. Warnke hält entsprechend für urbane Schriftkommunikate fest,

»dass jedes Schriftvorkommen von verschiedenen Rezipienten variabel semiotisiert wird bzw. werden kann, sodass es kaum sinnvoll wäre, die Bedeutung diverser Schriftvorkommen in der Stadt analytisch vereinheitlichend zu rekonstruieren und auf eine Perspektive zurückzuführen.« (Warnke 2017: 66)

Daraus entstehe eine auch für die hier besprochenen Kommunikate gültige „Vielfalt an Rezeptions- und Deutungsmöglichkeiten“ (Warnke 2017: 66). Diese semiotisch-interaktionale Hinwendung zieht jene fei-

nen Grenzlinien, an denen sich die (sprachzugewandte) Soziologie, mit ihrem Interesse *jenseits* der Sprache und einhergehend mit einer „Marginalisierung sprachlichen Wissens“ (Feilke 1994: 16), und die Sprachwissenschaft, mit ihrem Interesse *in* der Sprache, das aber ebenso Aussagen ‚über Sprache hinaus‘ tätigen kann, scheiden.¹⁷¹ Eine ‚Rekonstruktion‘, die sich nicht empirisch eng an den semiotischen Qualitäten des in kommunikativen Praktiken Zu-verstehen-Gegebenen orientiert, muss zwangsläufig scheitern, denn „[o]hne Zeichen und Kommunikationsprozesse kann es keinen sozialen Sinn geben“ (Habscheid/Nett 2009: 9).

Aufgrund dieser beiden Probleme der Rekonstruktion, erstens der komplexen Beteiligungskonstellation medialer Interaktionen und zweitens der Unmöglichkeit der absoluten Rekonstruktion, richtet sich die hier präsentierte Analyse also auf die *Nachvollziehbarkeit von Bedeutung* (und Bedeutungsangeboten) anstatt auf die Rekonstruktion von Verstehen. Methodisch wird dem durch die Analyse der Medialität (vgl. Kap. 3) und die triangulative Ergänzung von Bedeutungsanalysen (vgl. Kap. 4.3.1) durch teilnehmende Beobachtung (vgl. Kap. 4.3.2) und Interviews mit den Beteiligten (Kap. 4.3.3) Rechnung getragen. Das Zu-verstehen-Gegebene wird somit methodisch multiperspektiviert; Fremdverstehen – nun also als Verstehen der interaktiv hervorgebrachten Bedeutungen – vollzieht sich dadurch methodisch kontrolliert (vgl. Kallmeyer 1995a: 31).

4.2.3 Das Problem der Situativität

Eng an das Problem der Rekonstruktivität ist das Problem der Situativität geknüpft, das theoretisch eingangs bereits ausgeführt wurde (vgl. Kap. 2.3). Die von Schütz skizzierten „social scenes“ (Schütz 1954: 67, 70), in denen sich die Interaktionen der Beteiligten vollziehen, sind für

171 Eine erhellende und konstruktive Auseinandersetzung über die Gemeinsamkeiten und Grenzziehungen der beiden Fächer am Differenzfall der linguistischen und soziologischen Diskursanalyse führen Warnke (2013a) und Diaz-Bone (2010). Mit Blick auf die diskursive Praxis pointiert Warnke hierbei die linguistische Position: „Es gibt keine Sprache außerhalb des Diskurses und es gibt keinen Diskurs außerhalb der Sprache“ (Warnke 2013a: 112).

die Interaktionen (erster Ordnung) und somit gleichsam für das analytische Verstehen (zweiter Ordnung) der in den Interaktionen hergestellten Bedeutungen konstitutiv. Mit Goffman (1964; 1983) lassen sich diese *scenes* auch als *soziale Situation* begreifen (vgl. Kap. 2.3.1). Bezogen auf gesprochensprachliche Interaktionen fragt Goffman: „[F]or where but in social situations does speaking go on“ (Goffman 1964: 134)? Für die Analyse der interaktiv hervorgebrachten Bedeutungen entsteht daraus die Forderung, diese jeweils in dem Licht ihrer Situationen zu sezieren. Eine solche Analyse fokussiert demnach die *situationsadäquate Nachvollziehbarkeit situativ hergestellter Bedeutungen*. Hilfreich, jedoch keineswegs zwingend hierfür ist die In-situ-Beobachtung durch die eigene Teilnahme der Forscherin. Das methodische Hineinversetzen in die Situationen der Teilnehmenden kann dazu führen, die Hintergrundannahmen Letzterer aus deren Sicht zu perspektivieren. Ebenfalls können Interviews herangezogen werden,

»um relevantes kulturelles Hintergrundwissen, die Interaktionsgeschichte der Beteiligten, Settingcharakteristika und ggf. auch politische, biographische und kulturgeschichtliche Kontexte zu ermitteln, die als Interpretationsbedingung notwendig sind.« (Deppermann/Spranz-Fogasy 2001: 1156)

Die Forschenden müssen sich also einen Überblick über die situativen Gegebenheiten kommunikativer Praktiken verschaffen und dabei berücksichtigen, welche Situationsherstellungen die Beteiligten durch ihre kommunikativen Praktiken in situativer Kommunikation leisten.

Die kommunikative Herstellung von Situationen geschieht immer in der Zeit. Das sequenzanalytische Prinzip (vgl. Kap. 2.2.4) ist von dieser grundsätzlichen Zeitlichkeit kommunikativer Phänomene abgeleitet. Zeitlichkeit bezeichnet hier einerseits die zeitliche Strukturierung der Phänomene an sich, andererseits aber ihre vergangenheits- und zukunftsgerichtete zeitliche Eingebundenheit. Aus einer medienlinguistisch-ethnomethodologischen Perspektive stellt sich daher die Frage nach der Historizität und Futurizität ereignisbezogener, intersituativer Kommunikation (vgl. Hirschauer 2014) und wie diese durch die Akteu-

re sprachlich wie medial interaktiv indexikalisiert wird.¹⁷² Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die ereignisbezogenen bzw. ereigniskonstituierenden Social-Media-Interaktionen der Teilnehmenden als Sachverhaltskonstitutionen (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977). Die strukturellen Eigenschaften von Interaktionen in Social Media (vgl. Kap. 3) ermöglichen und erfordern einen sequenz- wie textanalytischen Zugriff auf das Datenmaterial. Die oben beschriebene zeitliche Eingebundenheit von Ereignissen ermöglicht und erfordert zudem die komplementäre Information der Text- und Sequenzanalyse durch ethnografische Methoden wie Interviews und teilnehmende Beobachtungen.

Im Feld zu sein, ethnografisch zu forschen, dabei Interviews und Gespräche zu führen, teilnehmend zu beobachten und zu protokollieren, bedeutet, das eigene Erleben von Situationen zum Gegenstand der Untersuchung zu machen, um das Fremde oder auch die eigene Kultur (vgl. Amann/Hirschauer 1997) verstehbar zu machen. Dabei verschwindet also keineswegs das *Ich*, es ist vielmehr Medium des Untersuchten. Das Erlebte muss dokumentiert, protokolliert und analysiert werden; es formiert sich eine unwiderruflich ichbezogene Perspektivität, also eine Subjektivität, die, um sie wissenschaftlich greifbar zu machen, in eine reflexiv bearbeitete und intersubjektiv verhandelbare Form, einen Text, gegossen werden muss. Somit bleibt sie auch transsituativ für eine Redistanzierung und analytische Auseinandersetzung verfügbar. Dieser Text, der Bericht des subjektiv Erlebten, Wahrgenommenen, Erfahrenen und letztlich auch in erster Instanz Verstandenen, ist das einzig Überprüfbare für die Leserin. Ethnografische Forscherinnen, so Reichertz, untersuchen

»etwas, das der Leser (a) selbst nicht in Augeschein [sic] nehmen kann, (b) dessen erneute Untersuchung unter gleichen Bedingungen ausgeschlossen ist und (c) das er aufgrund seines Vorwissens nicht adäquat nachbilden kann.« (Reichertz 1992: 334)

172 Vgl. hierzu auch die Ausführungen zur operativen Herstellung sequentieller Ordnung in der Twitter-Timeline in Kap. 3.1.6.

Das Aufschreiben der In-situ-Erhebungen ist demnach hochrelevant für die intersubjektive Nachvollziehbarkeit, wobei die Subjektivität des Erlebten und Analysierten der Intersubjektivierungsbemühung scheinbar entgegensteht; zumindest eröffnet sich jedoch ein gewisses Spannungsfeld zwischen der situativen Ich-Perspektivierung und der reflexiv-analytischen Abstraktion. In der vorliegenden Untersuchung wurden diese unterschiedlichen methodischen Perspektiven miteinander kombiniert: Die Analyse digitaler Texte und Interaktionen geschieht immer vor dem ethnografisch gegebenen Hintergrund, der sich aus der prä-, post- und insituativen Teilnahme des Autors ergibt.¹⁷³ Dies bedeutet, dass die im Analysetext manifestierte reflexiv-analytische Abstraktion gerade *aufgrund* der situativen Teilnahme – und nur durch sie – erfolgt. So konnte dem Problem der Situativität methodisch adäquat begegnet werden.

4.2.4 Das Problem der Gemeinsamkeitsannahmen: *common ground* und *taken for granted*

Dort, wo man einen *common sense* vermutet – wie Schütz das in oben zitiertem Satz tut –, muss es auch eine gemeinsame Basis geben. Dies gilt für die an Interaktionen in sozialen Situationen Beteiligten (Konstruktionen erster Ordnung) ebenso wie für die analytische Auseinandersetzung mit den in den Interaktionen hergestellten Bedeutungen (Konstruktionen zweiter Ordnung). Doch wie wird *das Gemeinsame* in einer Interaktion hergestellt? In der Literatur finden sich zwei Konzepte, die im Folgenden eingeführt, einander gegenübergestellt und miteinander verknüpft werden. Beide beziehen sich auf ein gemeinsames, geteiltes Hintergrundwissen, das in Interaktionssituationen relevant wird: erstens das Konzept des *common ground* nach Clark und Schaefer (1987; 1989) und Stalnaker (2002), zweitens das Konzept des *taken for granted* nach Garfinkel (1967).

Der Begriff des *common ground* wurde von Clark und Schaefer (1989) eingeführt und von Clark (1999) weiter ausdifferenziert. Clark unterscheidet zwischen *communal* und *personal common ground* (vgl.

173 Zur Unterscheidung zwischen präsituativer, insituativer, postsituativer und transsituativer Kommunikation vgl. Kap. 6.1.1.

Clark 1999: 332ff.). Unter *communal common ground* versteht er dasjenige gemeinsame Hintergrundwissen, das seinen Ursprung in der Zugehörigkeit zu gemeinsamen kulturellen Gemeinschaften („cultural community“, Clark 1999: 332) hat.¹⁷⁴ Diese konstituieren sich durch gemeinsame Praktiken und bilden ebendiese gleichsam im Laufe der Zeit aus. In diesen gemeinsamen Praktiken drückt sich ebenso die Zugehörigkeit zu einer *Praxisgemeinschaft* aus (vgl. Kap. 2.4.7). Somit erfüllen sie ähnliche Konstitutionsbedingungen, wie sie Eckert für *communities of practice* konstatiert: „[S]hared experience over time, and a commitment to shared understanding“ (Eckert 2006 [1993]: 683). *Communities of practice* sind hierbei durch ein gemeinsames gerichtetes Tun enger gefasst als kulturelle Gemeinschaften, die sich etwa durch eine geteilte Sprache, Nationalität, Bildungshintergrund, Beruf, Religion, Ethnie etc. (vgl. Clark 1999: 333) konstituieren können und somit jeweils einen breit gefassten *common ground* etablieren (z.B. eine Sprache). Das gemeinsam geteilte Hintergrundwissen wird in kulturellen Gemeinschaften (und in *communities of practice*) als selbstverständlich (*taken for granted*) vorausgesetzt: Eine Ärztin spricht auf einem Kongress mit Kolleginnen und Kollegen anders als mit ihren Patienten. Sie nutzt in Kollegengesprächen Fachtermini, ohne explikative Deindexikalisierungsleistungen, wie sie sie in Arzt-Patienten-Gesprächen erbringen würde. Kurz gefasst: Wenn sich zwei oder mehr Menschen einer spezifischen Praxisgemeinschaft oder kulturellen Gemeinschaft zugehörig fühlen und sich gegenseitig diese Zugehörigkeit auch zuschreiben, interagieren sie vor der Folie eines gemeinsam geteilten Hintergrundwissens, eines *common ground*.

Clark trifft hierbei sehr allgemeine und abstrakte Annahmen, etwa diejenige, dass Zugehörigkeiten zu kulturellen Gemeinschaften beim *communal common ground* implizit sind. Erst mit dem Begriff des *personal common ground* tritt die Interaktion zwischen zwei Menschen als Herstellungsprozess eines gemeinsamen Hintergrundwissens auf den

174 Vgl. hierzu auch das Konzept der *communities of practice*, das zuvorderst auf Lernprozesse in Praxisgemeinschaften abhebt (vgl. Lave/Wenger 1991), aber in einem breiteren Sinne auch generell diejenigen Gemeinschaften bezeichnet, die sich durch gemeinsame soziale Praktiken konstituieren (vgl. Eckert 2006 [1993] sowie hierzu ausführlicher Kap. 2.4.7).

Plan. Dabei hebt Clark auf zwei Formen der gemeinsamen Wissensherstellung ab: „*joint conversational experiences* or *joint perceptual experiences*“ (Clark 1999: 334). Im gemeinsamen Gespräch und der geteilten Wahrnehmung liegt demnach der Schlüssel zur Herstellung eines persönlichen gemeinsamen Hintergrundwissens. Damit wird der Begriff der *Interaktion* zentral für die Annahme eines *common ground*, denn wo sonst als in Interaktionen sollten ein gemeinsames Hintergrundwissen und die Übereinkunft über gemeinsame Wahrnehmungen und Zugehörigkeiten zu Praktiken- und Kulturgemeinschaften (so lose diese auch sein mögen) hergestellt werden? Die Verbindung von *communal* und *personal common ground* besteht somit darin, dass es in gemeinsamen Interaktionssituationen jeweils einen impliziten oder expliziten Verweis auf das geben muss, was Clark *communal common ground* oder, allgemeiner übersetzt, eine kulturelle Gemeinsamkeit nennt: „In the end, everything we believe we share relies for its justification on our communal common ground“ (Clark 1999: 335). Die gemeinsame persönliche Erfahrung fußt demnach auf einem kulturellen Zusammenhang, der unterschiedliche Brennweiten des Gemeinsamen aufweisen kann: Eine Sprache, ein Beruf, ein Hobby, ein Handlungsort – all diese Aspekte vollziehen sich und werden erst in gemeinsamen Praktiken bedeutsam.

Beim Abklären des *common ground*, beim *grounding*, versuchen Teilnehmende einer Interaktion ihr gegenseitiges Verstehen von Äußerungen zum Ausdruck zu bringen: „[T]he current speaker tries to make sure he or she is being attended to, heard, and understood by the other participants“ (Clark/Schaefer 1989: 259). Es geht also nach Clark und Schaefer (1987) um ein aktives *Versichern* der Aufmerksamkeit, der Wahrnehmung und des Verstehens. Prototypisch hierfür sind abermals Face-to-Face-Situationen, wenngleich Clark und Schaefer ihr Modell aus der empirischen Grundlage von Daten aus Telefongesprächen – klassisch für konversationsanalytische Arbeiten – herleiten. Das Versichern des gegenseitigen Verstehens geschieht nun im Prozess des *grounding*, ein aktives Herstellen eines *common ground*, das über das Austauschen von bloßen Informationen hinausgeht:

»[T]he speaker and addressees try to do something more at the same time: establish the mutual belief that the addressees have understood what the speaker meant. As we will put it, the speaker and addressees try to *ground* what is ut-

tered, to establish what the speaker meant as common ground.« (Clark/Schaefer 1987: 19)

Der Verweis auf das gemeinsame Hintergrundwissen ist also die gegenseitige Versicherung eines gemeinsamen Wissenshintergrunds. Nur auf dieser gemeinsamen (Wissens-)Grundlage, dem *common ground*, kann es zum situationsadäquaten Verstehen der Interaktion kommen.

Darüber hinaus vollzieht sich während der Interaktion eine Modifizierung des *common ground*: „The common ground of the participants in a conversation changes as the conversation proceeds“ (Clark/Schaefer 1989: 261). Ähnlich also wie bei der Kontextualisierungstheorie, in der sich Kontexte im Verlauf von Interaktionen dynamisch verändern (vgl. Auer 1986; Auer/Di Luzio 1992), kommt es während des Interaktionsprozesses zu einer Änderung des gemeinsam geteilten Hintergrundwissens. Dies hat für die empirische Analyse zur Folge, dass sie die zeitliche Entfaltung von interaktiv hergestellten Bedeutungen genau in den Blick nehmen muss. Methodisch am konsequentesten umgesetzt hat dieses analytische Prinzip der *Sequentialität* die Konversations- und Gesprächsanalyse (vgl. Kap. 2.2.4 und Deppermann 2008).

Einen weiter differenzierten Begriff von *common ground* entwirft Stalnaker (2002). Er bezieht sich darauf, dass sich Interaktion auf Basis eines gemeinsam geteilten Hintergrundwissens vollzieht:

»To presuppose something is to take it for granted, or at least to act as if one takes it for granted, as background information – as common ground among the participants in the conversation.« (Stalnaker 2002: 701)¹⁷⁵

Stalnaker unterscheidet hierbei also zwischen der Annahme eines in der Interaktion gesicherten gemeinsamen Hintergrundwissens und dem kommunikativen Handeln auf Grundlage einer solchen Annahme. Für diese Untersuchung relevant ist hierbei vor allem die zweite Verwendung, da sich diese, im Gegensatz zu Vermutungen über innere, mentale Möglichkeitsbedingungen für Interaktion, gänzlich auf die aus den

175 Der Ausdruck *presuppose* ist hier nicht als ‚präsupponieren‘ im engeren pragmatischen Sinne zu verstehen, sondern als ‚(vor-)annehmen‘.

sprachlich-kommunikativen Verfertigungen der Teilnehmenden *ableitbaren* Annahmen konzentriert. Diese Unterscheidung ist keineswegs trivial, sondern trifft im Kern die oben vorgenommene Differenzierung zwischen Verstehen als innerem Vorgang und einer äußeren und damit interaktiv relevant gemachten Bedeutung.

In dieser Lesart rückt der Begriff des *common ground* nahe an das Verständnis eines *taken for granted*, wie Garfinkel (1967) es skizziert (vgl. Kap. 2.2.1). Sozialität¹⁷⁶ versteht er als

»an ongoing accomplishment of the concerted activities of daily life, with the ordinary, artful ways of that accomplishment being by members known, used, and taken for granted.« (Garfinkel 1967b: vii)

Sprachliche und kommunikative Verfertigungen als Praktiken der Alltagskommunikation beruhen demnach immer auch auf einem als gesichert geltenden gemeinsam geteilten Hintergrundwissen. Dieses wird durch die *accounts* der Beteiligten praktisch hergestellt:

»With respect to the problematic character of practical actions and to the practical adequacy of their inquiries, members take for granted that a member must at the outset ‚know‘ the settings in which he is to operate if his practices are to serve as measures to bring particular, located features of these settings to recognizable account.« (Garfinkel 1967b: 8)

Accountability ist demnach eine Grundeigenschaft kommunikativer Praktiken. Die Teilnehmenden geben in kommunikativen Praktiken – per Displays von Accounts – neben dem operativen Tun zu verstehen, vor welchem praktischen Hintergrund sich dieses Tun vollzieht (vgl. Kap. 2.2.2 sowie Meyer 2015a). Was Clark und Schaefer (1987) als explizite Aushandlungsprozesse des *grounding* – die es freilich in ihrer expliziten Form gibt, nur eben nicht immer – verstehen, lässt sich im Anschluss an Garfinkel als fundamentale Eigenschaft fassen, die im praktischen Tun

176 Präziser geht es Garfinkel in diesem einleitenden Abschnitt um die Abgrenzung zu einem Verständnis von „objective reality of social facts“ nach Durkheim, also ohne die im Zitat zum Ausdruck kommende Fokussierung auf Praktiken der Alltagskommunikation (Garfinkel 1967b: vii).

wie selbstverständlich mitläuft. Für die empirische Analyse situativer Verfertigungen bedeutet dies, die Hinweise auf die sozialen Praktiken, d.h. die Accounts der Teilnehmenden bezüglich der „particular, located features“ (Garfinkel 1967b: 8) der situativen sozialen Praktik, ernst zu nehmen und detailliert herauszuarbeiten. Die Frage von Gemeinsamkeit und damit sozialer Relevanz liegt also in den kommunikativen Praktiken, die soziale Praktiken situativ konstituieren. Erst über die Accounts der Beteiligten in den kommunikativen Praktiken lassen sich soziale Praktiken analytisch aufschließen.

4.3 METHODE

Für die Analyse kommunikativer Praktiken in Protestsituationen wurden, wie bereits dargelegt, unterschiedliche Daten erhoben. Die Primärdaten der Twitter-Kommunikation werden dabei nach interaktions- und textanalytischen Methoden hermeneutisch-interpretativ ausgewertet. Die Sekundärdaten der teilnehmenden Situationsbeobachtung und der geführten Interviews wurden ebenso hermeneutisch ausgewertet, weshalb sie in Transkripte überführt wurden. Im Folgenden werden die einzelnen Methoden erläutert.

4.3.1 Interaktionale Textanalyse

Die hier besprochenen Daten der Protestkommunikation in digitalen Medien zu analysieren, bedeutet, sie als Texte und Gespräche im Rahmen von Interaktionen hinsichtlich ihrer Medialität und Sozialität verstehbar zu machen. Hierbei folgt die Untersuchung den in der ethnomethodologischen Konversationsanalyse (vgl. Bergmann 1981) und der linguistischen Gesprächsanalyse (vgl. Deppermann 2008; Imo 2013) ausgearbeiteten Prinzipien der Sequentialität, der Empirizität und der Interaktivität. Kommunikative Phänomene werden demnach durch Aufzeichnungen und Transkripte als empirische Daten verfügbar gemacht und sequenzanalytisch analysiert. Für die hier verwendeten Daten bedeutet dies, dass die Audioaufnahmen der Interviews gesprächsanalytisch, angelehnt an das Basistranskript von GAT 2 (vgl. Selting et al. 2009 sowie die Transkriptionskonventionen auf S. 447), transkribiert werden. Die Daten der Social-Media-Kommunikation liegen teils als Screenshots, teils als Textformate vor (vgl. Kap. 5.1). Die Diversität des Datenmaterials eröffnet die Frage nach den spezifischen Qualitäten der